



10. Erich Jansen (1897, Stadtlohn bis 1968, Stadtlohn)

Arthur Rimbaud aus Charleville

Das schwarze Wasser dort.

Im Fenster jener Häuserwand

die weiße Blume noch

voll Düsternis.

Kein Vogel fliegt

Das 10-Centime-Stück für den Kirchenstuhl

liegt noch im Opferstock.

LE MUSÉE ARTHUR RIMBAUD

1854 — Charleville voit naître Jean-Nicolas-Arthur RIMBAUD.

1891 — Charleville reçoit sa dépouille mortelle.

Entre ce berceau et cette tombe, une vie, une courte vie de 37 années, qui se poursuit et suscite encore bien des écrits, biographies, études artistiques, thèses littéraires ou religieuses, poésies et polémiques, scandales judiciaires et autres.

L'œuvre de Rimbaud, apparemment si mince — à peine 250 pages — a ses admirateurs, ses disciples, voire ses disciples, dans les lettres de tous les continents jusqu'en Amérique, en Inde, au Japon.

Charleville se vante de servir le mémoire du poète en lui consacrant une salle de son Musée Municipal. C'est cette salle que le Musée a été inauguré le 17 octobre 1954 à l'occasion des célébrations qui marquèrent à Charleville le centenaire de la naissance de l'auteur des *Œuvres complètes*.

Un ensemble iconographique unique y a été réuni qui retracera cette vie, des brillantes études au Collège de Charleville jusqu'à l'hôpital de la Conception de Marseille où Rimbaud expira, en passant par ses voyages, ses vies à Paris, Londres et Bruxelles, en compagnie de Verlaine, ses grands voyages de par le Monde, ses dix années éthiopiennes enfin.

Son œuvre figure sous forme de fac-similés d'autographes. Sont encore présentés quelques souvenirs personnels, des portraits et des illustrations pour ses poèmes.

Cette salle de Musée n'a d'autre prétention que de servir d'introduction à une étude sur la vie et l'œuvre de Rimbaud. Ceux qui veulent approfondir cette étude trouveront à la Bibliothèque de Charleville un rare ensemble d'ouvrages et de documents.

Von Erich Jansen ausgerechneter Prospekt des Arthur Rimbaud Museums in Charleville, welches er vermutlich nie gesehen hat.

Dass ein unbekannter sich um das Urteil eines bedeutenden Schriftstellers bemüht, hat der Nobelpreisträger Thomas Mann durch zahlreiche Zusendungen von Manuskripten und Büchern erfahren müssen. Vielen hat er bekanntlich gar nicht erst geantwortet, dem einen oder anderen mitunter nur mit einigen handgeschriebenen Zeilen. So auch mit Briefkarte vom 31.12.1951 an Erich Jansen: „Dank für Ihre hübsche Neujahrsgabe. Ich kann nicht alles lesen. Es kommt zu viel. Aber der *Hölzerne Dirigent* hat mir gut gefallen.“ Anerkennung eines Dichters widerfuhr Erich Jansen erst zehn Jahre später, als er nämlich seinen Gedichtband *Aus den Briefen eines Königs* mit folgender Widmung verschickt hatte: „Johannes Bobrowski als Dank für seine wundervollen Russlandbilder in großer Herzlichkeit. 17.8.63.““

Der renommierte Lyriker aus der DDR – Bobrowski hatte 1963 den Preis der Gruppe 47 erhalten, sein Name galt im gesamtdeutschen Feuilleton – bedankt sich überschwänglich, „wie im Zauber“, für die Zusendung des Gedichtbandes, bezeichnet sich selbst als „jüngeren Bruder“, der den „älteren“ bewundert. Der Brief stammt vom 3.9.1963. Bereits zwei Wochen später verschickt ihn Jansen als Sonderdruck an ausgewählte Adressen. Für dieses ungewöhnliche Verfahren handelt sich Jansen natürlich Kritik ein. Doch Bobrowski, davon unterrichtet, sanktioniert diese Werbemaßnahme, fordert selbst für sich am 9.10.1963 Sonderdrucke an. Als die Kritik zunimmt, schreibt Bobrowski am 29.1.1964: „Ich bekomme seit einiger Zeit von verschiedenen Seiten Hinweise auf das bewusste Druckerzeugnis mit meinem Brief drauf. Vielleicht haben Sie ein bisschen zu freigebig verteilt – also auch an Leute, die so etwas nicht verstehen. Ich möchte Sie deshalb noch einmal ausdrücklich ermächtigen, zu erklären, wo es nötig werden sollte: dass der Brief meine volle Überzeugung enthält, dass ich zu Ihrer Dichtung und also zu Ihnen unverändert stehe und dass Sie das Verfügungsrecht über meinen Brief von damals besitzen.“ Der

letzte, sehr persönlich gehaltene Brief vom 7.2.1964 endet mit einem merkwürdigen „Leben Sie wohl“. Bobrowski starb 1965 und Max Hölzer, den Jansen nicht kannte, schrieb ein Gedicht über den Tod seines Freundes.

Johannes Bobrowski verzeichnete Gedichte in einer kleinen schwarzen Klemm-Mappe. Diese Sammlung wurde 1985 unter dem Titel *Meine liebsten Gedichte. Eine Auswahl deutscher Lyrik von Marin Luther bis Christoph Meckel* veröffentlicht. Hier befindet sich auch das Gedicht „Aus den Briefen eines Königs“.

Erich Jansen hatte einen weiteren einflussreichen Bewunderer: Hans Egon Holthusen, Direktor am Goethe Institut New York. Ihm verdankte er die Ehrengabe der Bayrischen Akademie der Schönen Künste (München). Doch sollte sich aus alledem, und trotz einiger äußerst positiver Besprechungen wie beispielsweise von Dieter Hoffmann, für den Lyriker keine wirkliche Anerkennung finden. Zu sehr haftete ihm das Bild vom „Apotheker als Dichter“ an, das Hoffmann in seiner Rezension verwendete. Jansen hat in seinem Beleg das Wort „Apotheker“ durchgestrichen und vermerkt: „Der ‚Apotheker‘ hat nichts mit der Poetik zu tun.“ Selbst ein Hinweis auf Fontane oder gar Trakl hätten Jansen nicht genützt. Er wurde den Makel vom „sympathischen, begabten Dilettanten“ (Helmut Mader) nicht los. So schreibt sein Verleger Witsch mit ironischem Unterton am 1.7.1963: „Sehen Sie, Sie werden ein berühmter Mann, nicht mit Ihrer Apotheke, aber mit Ihren Gedichten. Alle Leute werden in Zukunft bereit sein, für jede Arznei, die Sie verkaufen, das Doppelte zu bezahlen.“

Mehr noch machte Jansen zu schaffen, dass der Leser „keine Beziehung zu meiner, ihm fremden Bilderwelt“ habe. Schon im Brief vom 6.7.1961 sprach Rühmkorf, Lektor bei Rowohlt, von „gelegentlichen Modeklischees“; Härtling, Lektor bei S. Fischer, von einer „vagen Welt gefühligter Adjektiva“ (14.7.1967). Wellershoff, der Jansens Band bei Kiepenheuer & Witsch lektorierte, kritisierte beispielsweise den Vers „Fremd und gespenstig blickt der Abendstern“ als „sprachlich etwas flach“ und änderte in: „Der Abendstern wird über dir gehisst“ (8.11.1962), da er einfach etwas gegen „wuchernde Metaphern“ habe (4.6.1964). Eine „Metaphernseligkeit“ lasse eine „geistige Durchdringung zu kurz kommen“: Aber genau dagegen sperrte sich Jansen. Er war geradezu auf der Suche nach „starken Metaphern“. Von daher steht seine poetische Sprache in auffälliger Analogie zur „naiven“ Malerei wie sie in Henri Rousseau ihren Ursprung hat, bei Chagall eine Fortsetzung und in Deutschland einmal von Schröder-Sonnenstern praktiziert wurde. In diesem Sinne sind die Gedichte Jansens keine lyrischen Stimmungsbilder, sondern märchenhaft phantastische Miniaturen beispielsweise von Landschaften (das enge Westfalen, Rheinland oder gar das weite Rußland) oder Dichtern (Jessenin, Rimbaud, die Droste),

Schauspielerinnen (Maria Vlady. Grace Kelly) oder einfach nur junge Frauen. Die rabiaten Eingriffe des Lektors Wellershoff habe ich in Heft 3/4 meiner Zeitschrift *Osiris* dokumentiert, aber auch die später vom schon sehr kranken Autor vorgenommene Rückführung in einem neuen erweiterten Gedichtband *Die nie gezeigten Zimmer* im Claassen Verlag, wo auch Guttenbrunner zeitweilig eine Heimat gefunden hatte, dort wo Canettis *Masse und Macht* erschien. Dort hatte er ein aufgeschlossenes Lektorat gefunden. Nur ein paar kleine und ein wesentlicher Eingriff lassen sich nachweisen. Dieser ist aber so bedeutend, dass er hier eigens aufgeführt werden soll. Am Schluss des Bandes heißt es: „Die Welt kennt keine Poesie“. In Wirklichkeit endete es aber folgendermaßen:

„Tod und Geburt sind gleich.

Die Welt kennt keine Poesie.

Was sie Poesie nennt, ist ihre Grausamkeit, ihr tödlicher Mangel an Empfindung.“

In diesem Kontext steckt ein Thema meiner Verlagserinnerungen.

Gegen Ende seines Lebens hatte Jansen resigniert. Einem Redakteur, der zu seinem 70. Geburtstag einen Beitrag schreiben wollte, antwortete er: „Der Leser hat keine Beziehung zu meiner, ihm fremden Bilderwelt. Dränge ich mich ihm auf, d.h. werde ich gedruckt, antwortet er mit Unbehagen und oft genug mit Bosheit (...) Deshalb lassen Sie (...) mich heraus, auch meinen Geburtstag – er interessiert niemanden.“

Als wir, Reinhard Kiefer, Walter Hörner und ich, 1987 auf Empfehlung von Else Meister den Sohn Erich Jansens in Stadtlohn besuchten, war kein Exemplar seines Gedichtbandes im Buchhandel erhältlich. Hermann Jansen übergab dem Rimbaud Verlag nicht nur die Rechte am Werk seines Vaters, sondern auch den gesamten Nachlass. Hermann Jansen hat in *Osiris* darüber geschrieben und u.a. über das Gedicht „Annettes Kutsche auf Rüschaus“: „In diesem Gedicht wird die in der Gegenwart dinglich wahrgenommene Kutsche und die Erinnerung an Vergangenes durch die Kraft der Phantasie verbunden und belebt.“

*

27.6.1962

Lieber und sehr verehrter Herr Meister!

Heute Morgen am Telefon war ich gehemmt, da man zuhören kann, vermied ich es speziell von „Lyrik“ zu sprechen. Ich wollte Ihnen zu Ihrem letzten Buch *Flut und Stein* immer schon Dichter, welche die Schönheit in so klarer Gestalt zeigen können – *Jenseits von Jenseits*.

Das ist ganz Ernst Meister und wundervoll. In den anderen Gedichten schimmert nur manchmal so etwas wie ein Celan'scher Ductus durch, der mir persönlich nicht so besonders zusagt. „Irdisch“ S.65 ganz E. Meister & sehr eigenartig. Im Ganzen bestimmt ein *geniales* Werk, das turmhoch über der kleinen Buchreihe steht, die auch bei Luchterhand erschienen ist. Wirkliche Dichter wo sind sie: Lorca, Breton, S. J. Perse, C. Milosz, einige Franzosen, 6 Gedichte von Bachmann, 8 Gedichte von Celan und nicht zum Schluss E. Meister im Gesamtwerk, das man – sind Sie mir nicht böse – hier und da kürzen könnte, um das pure Gold, das ja E. Meister hat, allein schimmern zu sehen. Im *Jenseits von Jenseits* ist dieses Gold ganz vorhanden. Der „erklärende Gedanke“ nach einem sehr sehr schönen Bild macht dieses Bild dann wieder schwächer. Sie verstehen mich. Vielleicht habe ich unrecht. Nur das echte erschaute Bild lebt ja und das braucht keine Erklärung und Ihr Buuh ist ja voll von diesen Bildern. Ich lasse hin u. wieder den Gedanken gelten, wenn er das „Aus-Klingen“ des Bildes nicht zerstört bzw. schwächt. *Nur das Unerhörte* hinstellen und *nichts* mehr, eine solche Dichtung hat Bestand. *Sie* könnten es; andere Deutsche können es nicht, weil sie die seelische Substanz gar nicht besitzen. –

Und dann ist es, als müsste ich alles Gesagte widerrufen: S. 9 – herrliche Metaphern, S. 21, 22 „Vier Zeiten“, 26 – voller Geheimnis, immer wieder stößt man auf überraschende Metaphern; ein Jammer, dass solche Verse fast nur bei der „Fach-Prominenz“ landen. - - Von Wolff, Dortmund, höre ich nichts – er scheint in einem fremden Land. Man könnte doch mal einen Leseabend in Dortmund oder Hagen veranstalten. Poethen, den Autor, sah ich groß angekündigt in Münster bei der asta, mit dickem Plakat. Ein weiter Weg bis zur Berühmtheit.

Ihr Erich Jansen

(Quelle: Ernst Meister Jahrbuch /Auszug)

*

3.9.1963

Lieber Erich Jansen,

gestern kam Ihr Gedichtband an, von Wagenbach hierhergeleitet, die Post hat ein bisschen lange gebraucht, aber jetzt ist er da. Ich lese also, gestern Abend gleich, nachts, jetzt morgens, und bin wie im Zauber.

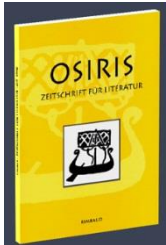
Obwohl das nicht das erste ist: welche Genauigkeit im sprachlichen Kalkül, wodurch doch nirgends die freie Bewegung, das Leben der Bilder beengt wird, welche Kunst also – und dabei welcher Charme. Ich sprach hinüber zu Ihnen wie der jüngere Bruder zum bewunderten älteren, der einfach in die Tür tritt, aber durch die Lüfte gefahren ist oder über die See und nun ganz wunderbare Dinge weiß. Darum hängt der jüngere an jedem Wort, das der ältere sagt, und möchte keines verfehlen.

Schon das „Vorwort“, das ich aus Akzente kannte und das mir seither völlig im Gedächtnis steht. Und dann eins um das andere, was soll ich erwähnen, die unglaublich schöne Tochter des Glasbild-Fabrikanten, oder Julia, die vielleicht noch Schöner, und Djuna (leicht, fliegend, und doch wie zwischen den Zähnen gesprochen), Grenzstadt in der Dämmerung, enge und unendliche Weite, Farben, Gerüche, Fremdheit und Vertrautheit, Welt also, und Annettes Kutsche, die die Trauer des Nicht-vergessen-könnens geladen hat.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Für Ihre Grüße und für ein Buch, das ich immer bei mir haben werde. Leben Sie wohl!

Ihr Johannes Bobrowski

(Der gesamte Briefwechsel und die folgenden Beiträge von Hans Bender und Gerhard Neumann sind abgedruckt in „Osiris. Zeitschrift für Literatur“ 1/1995)



Hans Bender über Erich Jansen

Ein seltsamer Besucher war eingetreten an einem Nachmittag im Frühsommer 1962. Nach kurzer, etwas steifer Begrüßung legte er einen Ordner voller Gedichtmanuskripte auf meinen Schreibtisch. Er werde, sagte er, in zwei Stunden wiederkommen, er gehe inzwischen ins Kino, wo «Cleopatra» oder «Goliath» gespielt werde. Sehr verwundert muss ich ihn angesehen haben, den Besucher und Dichter, der so ungeniert seinen Geschmack an Sandalenfilmen preisgegeben hatte. Ich versprach zu warten, obgleich um 17 Uhr eigentlich Feierabend war für uns Feuilletonredakteure der *Deutschen Zeitung und Wirtschaftszeitung* in der Apostelnstraße in Köln.

Die Gedichte glichen nicht Gedichten, die ich damals erwartete, und denen ich, wenn sie mich überzeugten, zur Veröffentlichung verhelfen konnte in der Wochenendbeilage der Zeitung, in den *Akzenten* oder in meinen Anthologien *Junge Lyrik*. Ungewöhnlich wie der Besucher waren die Gedichte, die ich nun nacheinander las: Heilige und Engel, Könige und Herzoginnen, der Zar und Mädchen mit wohlklingenden russischen Namen kamen darin vor; Pferde, Kutschen, Zuckerdosen, Zigarrenkistchen. Hatte der Verfasser das alles erlebt? Oder erträumt? Hatte er sich anregen lassen von russischer Lyrik, vielleicht von Jessenin, dessen Gedichte, übersetzt von Karl Dedecius und Paul Celan, kurz zuvor in den *Akzenten* zu lesen waren?

Der Besucher war kein junger Autor. Erich Jansen hieß er, 65 Jahre alt, von Beruf Apotheker in Stadtlohn, einer Kleinstadt in Westfalen nahe der niederländischen Grenze. Ich versprach ihm, als er zurückkam, eine Veröffentlichung in den *Akzenten*, wenn Walter Höllerer, der Mitherausgeber, zustimme. So kam es zur ersten Vorstellung in Heft 6/1962 mit den drei Gedichten: «Preislied auf das Bild einer Zigarrenkiste», «Frühstück», «Aus den Briefen eines Königs». Den Titel des dritten Gedichts wählte Dieter Wellershoff, Lektor im Verlag Kiepenheuer & Witsch, im Jahr darauf als Titel des ersten Gedichtbandes von Erich Jansen. Nun wurde er mitgezählt, rezensiert und gelobt.

Erst jetzt, als ich die Briefe wieder las, die Erich Jansen und ich miteinander gewechselt hatten, entdeckte ich: Schon 1956 hatte er den Wunsch, in den *Akzenten* zu veröffentlichen. Er hatte Walter Höllerer in der Frankfurter Redaktion besucht, doch weder er noch ich wollten ihn damals vorstellen. Ich schrieb den Absagebrief, setzte an zu einer Kritik -«die

Gefahr einer etwas blassen Romantik» – und schloss mit der ausweichenden Floskel: «... unsere Zeitschrift ist auf lange Sicht mit Manuskripten zugedeckt» (31. 11. 57). Auch später schrieb ich Erich Jansen zwei, drei Ablehnungen, aber auch er – beweisen seine aufgeregten Briefe – erschwerte den Umgang zwischen Autor und Redakteur. Er forderte Manuskripte, die er mit einem ersten Brief angeboten hatte, im zweiten zurück. Er schrieb: «... die Ihnen zugeschickten Gedichte sind nicht mehr gültig. Ich habe mit Dr. Wellershoff (Kiepenheuer & Witsch) eine gültige Auswahl getroffen» (September 62). Oder er selber hat die eingereichten Gedichte inzwischen «verbessert und komprimiert» (26. 10. 64). Er habe, teilte er mit – was kein Redakteur gern hört – schon anderen Zeitschriften oder Zeitungen die gleichen Manuskripte angeboten, er sei verbittert, die Redakteure hätten darauf nicht einmal geantwortet: «Es scheint kein Interesse vorzuliegen ... Falls auch für die *Akzente* ungeeignet, vernichten Sie einfach das Man.... Ich brauche jedenfalls keine Nachricht» (26. 10. 66). Er war enttäuscht, dass Kiepenheuer & Witsch «das Interesse» an seiner Arbeit «völlig verloren» hat: «Der Verlag tut nichts, obschon Gedichte in der 2ten Auflage heraus – nicht die geringste Notiz in der Hauszeitung ... totales Des-Interesse. Was soll ich noch schreiben» (2. 11. 65).

Die Briefe zeigen: Er ist nicht nur unzufrieden mit Redakteuren, Lektoren, Verlegern, auch mit den «heutigen Menschen»: «... (sie) sind ja ohne Gemüt und ihre Sprache hat keine Luft mehr, sie gleicht einem durchlöchernten Sieb. Nichts Bewahrendes mehr lässt sich feststellen» (13. 12. 65). Ihm gefiel, dass ich als Herausgeber der Zeitschrift *magnum* im Heft «Deutschlands Schriftsteller» (Jahresheft 1964) ein Foto von Claire Goll, aufgenommen von Abisag Tüllmann, brachte: «... das ist noch Seele. Deutschland aber ist das Land der Spießler im zugeknöpften Preußenrock, das Land ohne Gemüt, wo die Menschen glauben, allein mit ihrer Intelligenz den Herrgott in der Westentasche zu haben» (4. 12. 64). «Die Poesie ist tot in Deutschland», schrieb er schon zwei Jahre vorher, «... sonst hätte man bei der ersten S.-J.-Perse-Auflage wenigstens 9hundert Exempl. verkaufen müssen» (9. 8. 62). Meine 1962 im Carl Hanser Verlag erschienene Anthologie *Widerspiel* fand seine Zustimmung in einem Brief ohne Datum, vom Herbst 1962 wahrscheinlich. Er schrieb: «Wie wenig Epigonales findet man in Ihrer Anth. Es wäre wunderbar, wenn Sie in der 2ten Auflage den Erich Jansen mit hineinnehmen könnten.» Auch deshalb gefiel ihm die Anthologie, weil er darin zwei Lyriker fand, denen er sich verwandt fühlte: Johannes Bobrowski und Dieter Hoffmann.

Sicher nicht mir allein, vielen anderen Redakteuren und Kollegen wahrscheinlich schickte er als Fotokopie den «Abdruck eines Briefes von Johannes Bobrowski an Erich Jansen» (3. 9. 63). Die Empfänger sollten sehen, wie der berühmte Autor in Berlin-Friedrichshagen seinen Gedichtband *Aus den Briefen eines Königs* bewunderte, die «Genauigkeit im sprachlichen Kalkül», die «Kunst» und den «Charme» seiner Gedichte rühmte. «... und ich bin wie im Zauber», bekannte Bobrowski zu Anfang des Briefes und schloss ihn mit Dank für die Zusendung des Buches: «... das ich immer bei mir haben werde».

Auch ich habe den Band *Aus den Briefen eines Königs* bewahrt. Er steht neben dem 1968 erschienenen Band *Die nie gezeigten Zimmer* (claassen poetica, Hamburg und Düsseldorf). Meine Erinnerungen, unsere Briefe haben mich angeregt, sie wieder zu lesen, und mehr noch als an den Gedichten bleibe ich diesmal an den Prosatexten hängen, die den Band beschließen. In seiner Art spricht Erich Jansen darin von seinem Leben, von der Kindheit und Jugend, von den Großeltern, von der Mutter, vom Vater, der schon ein Apotheker war in Stadtlohn, «im einsamsten Münsterland». Idyllische, vergangene Bilder werden beschworen; Dörfer, Landschaften, Kirchen, Interieurs: «Bei Leufens, schräg gegenüber der Post, stand

immer ein Neger im Schaufenster, der, mit seinen schwarzgestrichenen Tonpfeifen behängt, die Bilderwelt der Zigarrenkisten bewachte, das Halleluja der Engel von St. Clara über den Rosenbüschen am Kanal. Tahiti, Kapa, Duras, Madagaskar waren zu sehen. Ein Bischof mit den braunen Augen der Johannisschote schenkte den Kubastumpen silberne Medaillen. Bei Leufens kaufte ich mir den ersten Spazierstock, draußen für den Volksgarten und das Wasserwehr».

Als Siebzehnjähriger taumelte er in den Ersten Weltkrieg; nach Frankreich, Belgien, Russland. Nicht die Schlachten, nicht Dreck und Blut nahm er wahr, sondern das alte, fromme, brünstige Russland, wie er es erwartet und erträumt hatte: «Am Morgen kamen die Dorfprinzessinnen des Zaren in ihren Sonntagshüten aus Gold, Achat und Lapislazuli – die Kirchlein aus verstaubten Himbeergärten.» Wörter, Bilder, Gestalten, Szenen, die zu Erich Jansens Lyrik insgesamt gehören. Damals schon haben sie ihn überfallen und ihm gefallen – und bis herauf ins Alter hat er sie bewahrt und in Gedichten wiedererweckt. Er sagte es zusätzlich in eigenen Worten: «Was sich später in Bildern zeigte, war Wiederholung, war die Variante einer bereits stattgefundenen Begegnung.»

Nur der Leser und Interpret, weiß ich heute, wird Erich Jansens Lyrik und Prosa verstehen und würdigen können, der ihm diese «Wiederholung» und «Variante» zugesteht und das Besondere seiner Person zu schätzen weiß. So wie ich und andere den Dichter und Apotheker erlebt haben und in der Erinnerung behalten.

*

Gerhard Neumann über Erich Jansen

Ein Gerücht grassiert unter literarischen Insidern. Da gebe es einen kuriosen „Herrn“, der Apotheker sei – war das so wichtig: auch der Herausgeber und vielleicht Verfasser eines der ersten neueren deutschen Romane, des *Fortunatus*, mit Namen Johannsen Heybler, war Apotheker – und Gedichte schreibe. Bildstarke Gedichte, die oft verblüffend komponiert seien.

Dieser Geheimtipp heiße Erich Jansen.

Mehr erfahre ich zunächst nicht.

Bis eines Nachmittags in meiner damaligen Klause in einem Vorort Wiesbadens das Telefon schellt. Der mich überraschende Anrufer ist Erich Jansen. Er halte sich, sagt er, zur Kur in der Stadt auf und möchte mich, wenn er dürfe, gern aufsuchen. Natürlich darf er. Ein Termin wird vereinbart. Gespannt drücke ich auf das Klingelzeichen hin den Haustürsummer und höre einen schwer atmenden Mann die Treppe erklimmen.

Da ist er also, das sogenannte Kuriosum, ein Herr – jetzt ohne Anführungszeichen – in korrektem dunklen Anzug und halbhohen Schnürstiefeln, eine schmale schwarze Ledermappe unter dem Arm, schlank, zurückgewichenen Grauhaar und mit einer Brille, die eine Art Röntgenblick verstärkt wirken lässt. Und der vernommene schwere Atem? Mein Besucher bittet als erstes um eine Liegestatt, um sich auszustrecken, und um ein Glas Wasser.

Ich bin besorgt.

Aber zu meiner Beruhigung richtet sich mein Gast nach einer Weile erfrischt auf und beginnt übergangslos und sehr lebhaft, über Lyrik zu reden. Wie verkopft so vieles sei, was heute verfasst werde. Wie wenig Gefühl es in den Zeilen der Zeit gebe. Wie sehr es an Sinnenhaftigkeit mangle. Wie wenig hauptamtliche Kritiker und lediglich verkaufsbesessene Verleger für die Poesie täten. Wie nicht zuletzt einer wie er selber hundeschnauzenkalt abgewimmelt und kränkend missachtet würde.

Mit Interesse höre ich zu. Es wird ein mehrstündiges Gespräch. Die eigenen Meinungen über Werte und Unwerte der Gegenwartspoesie und ihrer Vermittler werden aufmerksam verzeichnet. Trotz der wiederholt aufsteigenden Verbitterung meines Partners einigen wir uns auf eine Handvoll Autoren und Autorinnen, die wir beide schätzen. Einigkeit stellt sich auch in dem Wunsch ein, das Poem der Zukunft weniger interpretationsbedürftig, sondern frank und frei schlechtweg „dichterischer“ daherkommen zu sehen, dichterischer in einem Sinn, der in sich allein ruht und nicht des „Denkens Blässe“ bedarf.

Er habe, sagt Erich Jansen, nach dem Lesen meiner Verssammlungen die Hoffnung gehegt, auf einen „Verwandten in Apoll“ zu stoßen. Darum sein Anruf und sein Kommen. Und er fühle sich nicht enttäuscht. Zum Abschied zieht der Besucher seinen Band *Aus den Briefen eines Königs* aus der Ledermappe und signiert ihn – „in herzlicher Verbundenheit:“

Noch einmal mustere ich den dichtenden Apotheker, der für mich nun mehr denn je weniger ein Apotheker denn ein Dichter ist. Und ich setze noch eins drauf. Erich Jansen – ein Kuriosum oder ein Kautz? Mitnichten. Vielmehr: Erich Jansen – ein Poet. Und keineswegs länger ein „Geheimtipp“ , als ein Taxi ihn in das am Wiesbadener Kochbrunnen gelegene First-Class-Hotel „Zur Rose“ entführt.

Aus dem Fenster sehe ich dem Wagen hinterher. Der Kalender zeigt das Datum des Treffens. Es ist der 28. September 1964.

Erich Jansen im Rimbaud Verlag

- *Aus den Briefen eines Königs*
- *Die nie gezeigten Zimmer*

Über Erich Jansen

- *Osiris 3/4: Die Welt kennt keine Poesie*